

Pflicht.

Novelle von E. Karl. (Fortsetzung.)

Kurt hatte sich in Danzig eingerichtet, und die gut geschulte Minna sorgte für sein leibliches Wohl, wenn er zu Hause war. Aber sein Seelenzustand ließ kein Behagen aufkommen. Sinnloser Zorn hatte ihn erfaßt, als am fünften Oktober statt seiner Frau ein Schreiben gekommen war, in welchem sie ihm mit freundlichen Worten aber ganz entschieden mitgeteilt hatte, „daß sie bei ihrem Vorsatz bleibe, ihn aber dringend bäte, sich von seinem heftigen Temperament nicht zu Gewaltmaßregeln hinreißen zu lassen, sie würde das als tödliche Kränkung auffassen, die das bisher so gute Verhältnis für immer zerstören müsse.“

Die ganze Nacht rannte er in den leeren Räumen seiner Wohnung umher, bis er erschöpft auf das Sofa seines Arbeitszimmers sank, um in einen unruhigen Schlummer zu verfallen.

War es vorher Sehnsucht nach Erika und Eifersucht auf ihre Mutter gewesen, die ihn vornehmlich beherrscht und zu energischem Widerspruch gegen ihren Wunsch getrieben hatte, so arbeitete er sich jetzt in immer heißeren Zorn gegen sie hinein, und in manchem Augenblick glaubte er das junge Weib zu hassen.

Alles, was von Trotz und Starrsinn in ihm lebte, richtete sich riesengroß auf und umstrickte seine Vernunft bis zur Sinnlosigkeit.

Nur der eine Gedanke gewann noch Raum in ihm: ‚Zwinge sie, die dir zu drohen wagt, zeige ihr, daß sie nichts ist ohne dich, daß ihr Schicksal in deiner Hand liegt, beweise ihr, welche Macht dir über sie gegeben ist, sonst ist es mit deiner Autorität für immer aus.‘

Einige Tage widerstand Kurt der bösen Lockung seines heißen Temperaments; es war, als ob sein guter Engel ihm stetig die letzten Worte Erikas zuflüsterte: ‚Sieh' zu, daß du nicht mit eigener Hand zerschlägst, was du so oft das Glück deines Lebens genannt hast.‘ Aber dann packte ihn eines Tages der Zorn wieder mit elementarer Wut und — der Brief an den Rechtsanwalt war geschrieben. Sein guter Engel hatte sich von ihm gewendet.

Wie jüngst Erika ihren Brief an ihn, so verfolgte jetzt Kurt in Gedanken den Lauf der Dinge. Jetzt mußte sie die Aufforderung des Anwalts erhalten haben; nun waren die Würfel gefallen. Aber merkwürdig — jetzt trat eine Ernüchterung bei dem leidenschaftlichen Manne ein, die sich fast bis zu Selbstvorwürfen steigerte. Seinen Zweck würde er erreichen, daran zweifelte er nicht, denn die völlig mittellose Erika konnte ihre gesicherte Zukunft nicht preisgeben, aber er hatte in blindem Zorn seinen Konflikt mit der eigenen Gatten schonungslos an die Oeffentlichkeit gezogen; das verursachte seinem peinlichen Ehrgefühl empfindliches Unbehagen. Und Erika? Wie würde sich das Verhältnis zu ihr gestalten, nachdem er sie in so brutaler Weise unter seine Füße gezwungen hatte. Pah — Erika war ein Weib und sie liebte ihn — ein liebendes Weib aber zürnt nicht für ewig. So beruhigte er die Stimme seines leise mahnenden Gewissens.

Ein Tag nach dem andern verging, und Kurt lebte wie im Fieber, noch immer keine Entscheidung, — es war zum Verzweifeln.

Da eines Tages lag morgens ein Brief auf seinem Schreibtisch,



Aus dem Trieb heraus. Nach dem Gemälde von J. Maffei. (Mit Text.)
Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

den er mit zitternden Händen erbrach. Erika schrieb: „Die Würfel sind gefallen, Kurt, und unsere Lebenswege haben sich getrennt. Du hast es nicht für möglich gehalten, daß ich genügende Charakterstärke besäße, um Deinem Willen zu widerstehen, sobald er an meine heiligsten Gefühle rührt. Du hast geglaubt, das letzte rücksichtsloseste Mittel gebrauchen zu dürfen, um diesem Willen Geltung zu verschaffen. Du hast, wie ein verzweifelter Spieler, alles auf eine Karte gesetzt, und Du hast verloren, Kurt — mich verloren.

„Du brauchst nicht mehr auf Scheidung gegen mich zu klagen, wir waren geschieden in dem Augenblicke, da Du Deinen Namen unter den schmählichen Antrag setztest, der meine weibliche Ehre beschimpft. Ich kann nicht mehr mit dem Manne leben, der die Frau, die seinen Namen trägt, mißachtet.

„Ich habe Dich unendlich geliebt, Kurt, ich hätte freudig mein Leben für Dich gelassen, aber ich kann Dir nicht meine Selbstachtung opfern.

„So scheide ich mich denn von Dir und danke Dir scheidend für alles Glück, das ich Deiner vermeintlichen Liebe verdankte. Sie war eine Täuschung, diese Liebe, denn hättest Du mich wirklich geliebt, so hättest Du Dir Mühe gegeben, mein Seelenleben zu ergründen, so hättest Du fühlen müssen, daß ich, wie überhaupt kein ehrlich denkender Mensch, niemals etwas gegen meine innerste Ueberzeugung thun kann, mag diese Ueberzeugung von anderen geteilt werden oder nicht.

„Ueber mein Schicksal mache Dir keine Sorgen. Ich bin dazu erzogen worden, auf eigenen Füßen zu stehen; ich habe es gekonnt, ehe ich Dich kannte, und ich werde es wieder können, sobald meine gute Mutter die Augen geschlossen hat. Bis dahin reicht wohl unser kleines Vermögen, denn ich fühle, trotz ihrer scheinbaren Erholung, daß es stetig mit ihr bergab geht.

„Wer mir vor vier Wochen den Ausgang unserer Ehe prophezeit hätte, den hätte ich einen Phantasten gescholten, aber das wirkliche Leben ist erfindungsreicher als die blühendste Phantasie.

„Lebe wohl, Kurt, und möge es Dir stets wohl ergehen.

Erika."

Wie betäubt saß Kurt immer noch auf demselben Platze, als der Zeiger der Uhr vor ihm schon ein beträchtliches Stück vorwärts gerückt war.

War es denn möglich? Er hatte einen zerschmetternden Schlag zu führen gemeint und — er fiel auf ihn selbst zurück.

„Wie ein verzweifelter Spieler hast Du alles auf eine Karte gesetzt und verloren," so schrieb die, die ihm ein so treues Weib gewesen war, und die er nun missen sollte, weil er ihr zugemutet hatte, was gegen ihre Natur ging.

Ja, er hatte wie ein Spieler in blinder Leidenschaft gehandelt, um nicht nachgeben zu müssen. Es war nur noch ein Prinzipienkampf zwischen ihm und Erika gewesen, ein Kampf um seine absolute Herrschaft. Er war längst entschlossen gewesen, sie freiwillig wieder ziehen zu lassen, wohin ihre Kindespflicht sie rief; nur demütig sich seinem Gebot beugend, wollte er sie sehen, und siehe da, das schwache Weib erhob sich riesengroß vor ihm und entzog sich seiner rauh zupackenden Hand.

Verloren — Erika verloren — da kam die Erkenntnis über ihn, was der Brief, der immer noch vor ihm lag, bedeutete — den Bruch mit dem einzigen Wesen, das er liebte.

Ein wilder Schrei rang sich von seinen Lippen, und die Hände gruben sich mit schmerzhaftem Griff in das dichte Haar über seiner Stirn. Ein Stöhnen, wie von Folterqual erpreßt, rang sich aus seiner Brust, und einzelne Thränen rollten schwer und langsam über die fahl gewordenen Wangen. Sie strömten nicht wie die wilde Flut des Bergwassers, wenn es den schützenden Damm durchbricht, nicht wie die lösenden Tropfen der drohenden Gewitterwolke, sie rannen zögernd, wie der Lebenssaft des edlen Baumes, den die Axt ins Mark getroffen hat.

Wieder verging eine Stunde, und der Schlag der Uhr mahnte ihn an die Sitzung, der er beizuwohnen hatte.

Er erhob sich — war er denn, seit er sich niedersetzte, zum Greise geworden? Die Füße trugen ihn nicht, und er taumelte gleich einem Berauschten. Er schellte dem Mädchen und hieß sie, ihn auf dem Magistrat krank melden. Dann verschloß er die Thür seines Zimmers, um für den Rest des Tages unsichtbar zu bleiben.

Unaufhörlich drehten sich die Gedanken in seinem Hirn um denselben Punkt — Erika verloren. Sein ganzes Leben lag wie eine Landkarte vor ihm ausgebreitet, und es schien ihm eine Wüste zu sein, ehe Erika kam und mit sorgender, liebevoller Hand Rosen in sein Dasein pflanzte. Nun sollte er wieder ausgetrieben werden aus dem Paradiese, das sie ihm geschaffen, wieder einsam weiterwandern durch Dürre und lieblosen Sonnenbrand?

Ein Schauer packte ihn, — gab es denn keine Rettung?

Ja doch, es gab eine. Hingehen zu der Bedrängten und demütig sprechen: ‚Verzeihe mir, was ich dir in blindem Zorn anthat, mein Herz hatte keinen Teil daran, es liebt dich heißer denn je.' Ja, das würde helfen, er wußte es, aber das — das konnte er nicht thun. Er, der Mann, sich beugen vor dem Weibe? Nein — eher sterben, eher einsam und elend durchs Leben gehen.

Trotz und Starrsinn, die er selbst mit dem Worte „Mannesstolz" benannt, flüsterten ihm ins Ohr: ‚Das darfst du nicht, du magst zu Grunde gehen und dein Weib elend machen, aber du darfst dir nichts vergeben. Das Unglück ist einmal geschehen, nun trage es als Unglück, nicht als Schuld. Der Mann darf seiner Frau gegenüber nicht schuldig sein, das entwürdigt ihn.'

Der Tag verging und die schlaflose Nacht — dann nahm Kurt Burghof seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf und versah sein Amt in musterhafter Weise.

Aber als er zum erstenmal aus seinem Hause trat, beleuchtete die matte Herbstsonne ein Antlitz, das um Jahre gealtert war.

Auch für den jungen, blühenden Mann schien der Herbst gekommen zu sein, der Blätter und Blüten hinwegrafft. Stolz und starr stand er da, wie die Eiche, der der Herbststurm das liebliche Grün genommen hat.

* * *

Die Zeit verging, der Winter kam, und das Weihnachtsfest nahte, aber der einsame Mann dachte nur mit Grauen daran. Ihm strahlte kein Baum mehr. Und er hätte ihn auch nicht sehen mögen; ihm war, als müßte das Licht der kleinen Kerzen blendend in den dunkeln Winkel seines Herzens fallen, in dem er das Gefühl seiner Schuld vor sich selbst verbarg.

„Erika hat mich verlassen," so grollte er und arbeitete sich immer tiefer in das Gefühl erlittenen Unrechts hinein. Aber es kamen auch Augenblicke, in denen die innere Stimme, die da leise und unaufhörlich flüsterte: ‚Du selbst hast dein Glück verscherzt', sich nicht zum Schweigen bringen ließ.

Schon stäubte der Schnee durch die winterliche Luft, da erhielt er von Doktor Eckart den ersten Brief. Mehr wie einmal hatte Kurt ihm bereits geschrieben, aber der alte Herr grollte ihm und antwortete nicht, doch nun glaubte er die Zeit gekommen, eine Versöhnung des erzürnten Paares anzubahnen, und darum unterdrückte er seine persönlichen Gefühle und schrieb freundschaftlich wie sonst.

Er teilte Kurt unter andern Dingen mit, daß es seiner Schwiegermutter seit einigen Wochen sehr schlecht gehe, daß, wenn keine abermalige unerwartete Besserung eintrete, die Auflösung wohl noch im Laufe des Winters erfolgen müsse. Daß also Erika ganz recht gemutmaßt hätte, wenn sie das Wohlbefinden der Kranken für ein letztes Aufflackern ihrer Lebenskraft gehalten habe. Ein liebendes Herz sehe oft schärfer, wie das Auge des Arztes. Die Pflege sei aber jetzt in hohem Grade anstrengend, und Erika habe noch eine geschulte Krankenwärterin engagieren müssen, da die Leidende nur noch unter besonderen Vorsichtsmaßregeln zu bewegen sei.

Zum Schluß sprach der alte Freund den Wunsch aus, daß die Wolken, welche das Glück zweier Menschen, die ihm gleich teuer seien, trübten, sich wieder verteilen möchten. Er bat Kurt, sein Unrecht gegen Erika gut zu machen und sich dadurch die verscherzte günstige Meinung seiner bisherigen Mitbürger wieder zu erwerben.

Kurt war durch die Lektüre des Briefes sehr bewegt worden, aber der Schlußpassus verdarb alles wieder.

Wie? Er sollte sein Unrecht gut machen? Das hieße ja seine Schuld am Zerwürfnis mit Erika eingestehen. Nimmermehr! Er hätte sein verlorenes Eheglück mit seinem halben Leben zurückkaufen mögen, aber sein Unrecht zugeben? Um keinen Preis der Welt!

So blieb der Brief denn abermals wirkungslos, wenigstens in Bezug auf das, was der Arzt gewollt. Nur in einem Punkt hielt Kurt ein Lebenszeichen für geboten, er sendete noch an demselben Tage eine erhebliche Geldsumme an Erika ab; sie sollte wenigstens nicht Mangel leiden. Ein freundliches Wort hinzuzufügen konnte er aber nicht über sich gewinnen, und das war das einzige, wonach das arme junge Weib lechzte.

Die nackte Geldsumme, die ihr der Briefträger übermittelte, erschien ihr, wie ein beleidigendes Almosen, und sie sendete sie sofort ebenso wortlos zurück. So wurde die Kluft nur noch weiter aufgerissen, anstatt sich zu schließen. Erika lebte indessen in öder, hoffnungsloser Gleichmäßigkeit weiter, aber die schwere Krankenpflege hatte wenigstens das Gute, ihr keine Zeit zum Nachdenken zu lassen, freilich auch keine Zeit, ihren grenzenlosen Jammer ganz auszuweinen.

So schlich sie durch die kleine Wohnung der Mutter mit einem schmerzenden Druck in der Brust, als trüge sie einen Stein darin.

Nur wenn der alte Arzt mit zarter Hand, wie mitleidig, über ihr blondes Haar strich, dann kam der Jammer mit Allgewalt über sie, und sie weinte, an seine Schulter gelehnt, heiße Thränen, die ihr aber unendlich wohl thaten. Und Eckart sprach liebevoll, wie ein Vater, in sie hinein und vertröstete sie auf die Zukunft, die alles wieder ins rechte Geleise bringen würde.

Ach, Erika glaubte nicht an diese rosige Zukunft, ihr erschien sie wie düstere Nacht.

Frau Ahlmann wußte nichts von dem Zerwürfnis ihrer Kinder. Erika verstand ihr gegenüber noch immer eine heitere Miene zu erzwingen; auch litt die Kranke jetzt so viel, daß sie für ihre Umgebung wenig Sinn hatte. Nur als das Weihnachtsfest herankam, ohne Kurt zu bringen, konnte sie ihrem Erstaunen nicht genug Worte geben, und es war eine furchtbare Qual für Erika, immer neue Gründe für sein Fernbleiben zu erzwingen.

Sie zündete neben dem Bett der Kranken ein Weihnachtsbäumchen an, aber es ging kein Strahl der Freude von den Lichtchen aus, sie schienen beiden Frauen trüb verschleiert, denn beide sahen sie durch Thränen, wußten sie doch, daß es die letzten seien, die ihnen gemeinsam leuchteten. Und Erikas Gedanken flogen weit hinweg, zu dem Einen, der daheim in seiner einsamen Arbeitsstube saß und mit brennenden Augen in die dunkle Nacht hinausstarrte.

* * *

Wieder zogen die Wochen dahin, und die ersten Märzstürme brausten über das Land als Herolde des kommenden Frühlings, da erhielt Kurt einen schwarzgeränderten Brief — die Todesanzeige seiner Schwiegermutter. Nun war Erika frei — ob sie nun kommen würde, ihn bitten, das Vergangene zu vergessen? O, wie er sie dann an sein Herz nehmen wollte, nie, nie wieder sollte ein Schatten ihr Glück trüben. Aber natürlich — sie mußte kommen, er durfte sich nichts vergeben.

Und Erika kniete daheim am Sarge der erlösten Dulderin, und auch sie fragte sich leise: ‚Ob er wohl kommen wird, wenn ich mein Mütterchen zum letzten Schlaf bette? O gütiger Gott, führe ihn her, laß ihn nur ein freundliches Wort sprechen, nur ein einziges, und es soll alles vergessen sein.‘

Aber Kurt kam nicht. Die Post brachte als Quittung über die erhaltene Anzeige einen Kranz mit beigelegter Visitenkarte, auf der nur die Worte standen: „Mit herzlichem Beileid.“

Erikas Herz krampfte sich zusammen, so schrieb man einer Fremden — sie hatte ihren Mann für immer verloren.

Als das Begräbnis vorüber war, machte Doktor Eckart Erika den Vorschlag, ganz zu ihm zu ziehen, er fühle sich so allein. — Aber die junge Frau glaubte, daß vor allem der Wunsch, ihr selbst, die ihr Vermögen fast ganz verbraucht hatte, zu helfen, den Entschluß bei ihm zur Reise gebracht habe. Sie lehnte daher unter dem Vorwande ab: es dulde sie nicht in der Stadt, die der Schauplatz ihres Glückes und Leides gewesen sei, und nahm eine Stelle als Hausdame bei einem verwitweten Gutsbesitzer an, dessen mutterlose Kinder einer weiblichen Führung bedurften.

Das war das letzte, was Kurt für lange, lange Zeit von seinem Weibe erfuhr.

7.

Der Sommer kam wieder, und Kurts vorjährige Träume gingen in Erfüllung. Er hörte das Rauschen der so leidenschaftlich geliebten See, er wanderte über den leise knirschenden Sand und sah das rote Licht des Mondes glitzernde Reflexe auf den zitternden Wellen entzünden. Aber wie ihn im Vorjahre das Säuseln des Windes in den alten Linden seines Gartens an die See gemahnt hatte, so führte ihn umgekehrt das leise Raunen der Wellen jetzt in die Vergangenheit zurück, und aus den Abendnebeln, die im Schatten der Parkanlagen brauten, stieg ihm die liebliche Gestalt Erikas empor.

Er sah sich Hand in Hand mit ihr wieder auf der Bank unter dem Flieder sitzen, er hörte den Wind in den Linden flüstern und ihre süße Stimme dazwischen Worte unendlicher Liebe sprechen. Dann warf er sich wohl an einsamer Stelle ins Gras, oder in den gelben Meeressand und lauschte, lauschte der inneren Stimme, die ihm so Süßes erzählte, bis ein Zufall ihn plötzlich in die Wirklichkeit zurückrief. Da übermannte ihn der Jammer und die Bitterkeit so, daß er aufsprang und halbe Nächte hindurch am Ufer der See umherrannte, bis er erschöpft zusammenbrach.

Ach, das klare, kühle Element konnte nicht die brennenden Schmerzen aus seiner Seele löschen, konnte nicht sein dürstendes Herz erquicken, denn es dürstete nach Liebe.

Aber es kamen auch Zeiten, da die Bitterkeit die Oberhand gewann und ihn gegen das so leidenschaftlich geliebte Weib verhärtete. Es war wie ein unbewußter Trieb der Selbsterhaltung, der sein Herz mit undurchdringlicher Kruste umkleidete und den Selbstvorwürfen wehrte, sich darin festzusetzen, er wäre ihnen sonst erlegen.

„Ich durfte nicht anders handeln, ich war es meiner Manneswürde schuldig,“ so sprach er täglich zu sich selbst, bis das leise mahnende Gewissen zum Schweigen gebracht, bis die Ruhe der Resignation über ihn gekommen war.

Er wollte die Liebe zu seinem Weibe aus dem Herzen reißen, aber an dem Tage, da er ans Ziel gekommen zu sein wähnte, war ihm, als sei sein Herz mit der Liebe zusammen gestorben und er trüge nur noch einen Stein in der Brust.

So ging der Sommer und Herbst, so kam der Winter. Der stille, kalte Mann empfand es kaum. Ernst und freudlos erledigte er seine Amtsgeschäfte, in denen er ganz aufzugehen schien, vermied aber jede intimere Annäherung an seine Kollegen; einsam und starr, wie ein Felsblock zwischen blühender Natur, stand er inmitten des frisch um ihn pulsierenden Lebens.

In seiner äußern Lebensführung hatte sich seit dem Frühjahr mancherlei geändert. Im Februar war eines Tages seine tüchtige Minna, die noch einen Teil der gewohnten häuslichen Behaglichkeit um ihn zu verbreiten verstand, mit hochroten Wangen und niedergeschlagenen Augen vor ihm erschienen und hatte um ihre Entlassung gebeten „sie wolle sich verändern“. Im April war sie dann mit einem benachbarten Handwerker vor den Altar getreten, und eine von ihr besorgte Nachfolgerin hatte die Wirtschaft übernommen.

Da erst vermißte Burghof die sorgsame Frauenhand. Keine Speise war zu genießen, seine Wohnung erstarrte in Unsauberkeit, und selbst der gegen äußere Eindrücke stumpf gewordene Mann sah, als auch ein Wechsel wenig Besserung brachte, die Unmöglichkeit ein, in dieser Weise weiterzuleben. Der Gedanke, die Mahlzeiten im Restaurant einzunehmen, war ihm aber in tiefster Seele verhaßt.

Da endlich kam Abhilfe. In der Dachetage des einstöckigen Häuschens, dessen Parterre er innehatte, wohnten zwei liebenswürdige Damen, die verwitwete Frau Rechnungsrat Moser mit ihrer jungen Tochter. Erst seit Jahresfrist verwitwet und nach Danzig übergesiedelt, hatte Frau Moser noch viel mit der Regulierung ihrer bescheidenen Vermögensverhältnisse zu thun und in erklärlicher Geschäftsunkenntnis gelegentlich den Nachbar Jurist um Rat gefragt. So war zwar kein Verkehr, doch ein häufiges Sichtreffen daraus entstanden, und Frau Moser hatte Einblick in die unerquicklichen Verhältnisse des Nachbars erhalten. Als auch die zweite Nachfolgerin Minnas sich der selbständigen Wirtschaftsführung nicht gewachsen zeigte, hatte die Dame Burghof das Anerbieten gemacht, gegen Pension selbst die Sorge für sein leibliches Wohl zu übernehmen und damit die Angelegenheit in das richtige Fahrwasser geleitet.

Der Stadtrat speiste zwar nach wie vor in seinem einsamen Wohnzimmer, allein die schmackhaften Gerichte wurden ihm durch ein sauberes Dienstmädchen in appetitlicher Form serviert, und keine Unsauberkeit der Wohnräume beleidigte mehr sein ordnungsgewohntes Auge. Frau Moser aber empfand sowohl den größeren Wirkungskreis, wie die höhere Einnahme als Wohlthat.

Ein gelegentlicher freundlicher Verkehr war von diesem Verhältnis natürlich untrennbar, und er gestaltete sich im Lauf der Zeit immer herzlicher, da die taktvolle, ältere Dame jede Anspielung auf Burghofs Familienverhältnisse vermied, von denen sie, ohne sie zu kennen, voraussetzte, daß sie traurige seien.

Das Wesen der Jüngeren berührte ihn aber durch eine gewisse Aehnlichkeit mit Erika sympathisch, ohne daß er sich den Grund eingestand. Nach und nach gewöhnte er sich daran, gelegentlich ein paar einsame Abendstunden in dem Wohnzimmer der Frauen zuzubringen, dessen Mansardenfenster von dem Grün üppiger Epheuranken umsponnen waren und gegen den blendenden Schnee draußen freundlich abstachen.

Es kam ihm in dem niedern, bescheiden eingerichteten Zimmer so viel wärmer und behaglicher vor, wie in seiner eigenen geräumigen Wohnung, und doch war es nur die Atmosphäre der Liebe, die den Vereinsamten anzog.

Nach dem Tode des Gatten und Vaters hatten sich Mutter und Tochter noch inniger aneinander geschlossen, und der ohne Mutterliebe aufgewachsene Mann sah hier abermals zwei durch das natürlichste Band vereinte Wesen, die sich eins fühlten. Jetzt erst ward ihm ganz klar, wie schwer seine eigene Jugend gekürzt worden, jetzt erst begann er das Verhältnis zwischen Mutter und Kind richtig zu würdigen, nun kein persönliches Gesicht, weder das eifersüchtiger Liebe, noch das vorurteilsvoller Abneigung seinen Blick trübte.

Es war doch etwas Rührendes, nie Geahntes in diesem völligen Ineinanderaufgehen zweier Personen desselben Geschlechts. Hier sprach keine Leidenschaft, kein persönliches Verlangen, sie waren wie zwei Teile eines Ganzen, das nur äußerlich getrennt, innerlich untrennbar vereint ist.

(Fortsetzung folgt.)

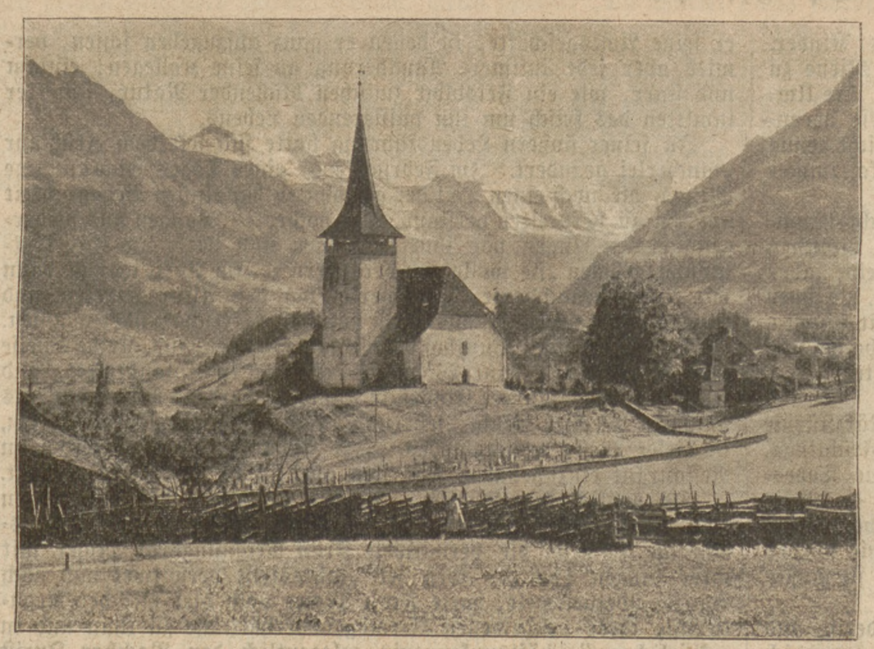
Kadettenleiden.

Eine humorvolle Geschichte von Carl Cassau.

(Nachdruck verboten.)

Gab es je einen schöneren, strammeren und eleganteren Kadetten als Arthur von Polkwitz, Sohn des Rittergutsbesitzers von Polkwitz auf Rittergut Polkwitz an der pommerschen Grenze? Er zählte nun neunzehn Jahre und saß in der ersten Klasse der Kadetten-Anstalt der Hauptstadt. Er hatte die Kinderschuhe nunmehr ausgetreten, er fühlte sich als angehenden Mann und ein Hauch der Würde des zukünftigen Sekondeleutnants schwellte ihm die Brust!

In der Nähe der Hauptstadt lag Gut Demmhorst, welches



Die Kirche in Frutigen mit Doldenhorn und Altels. (Mit Text.)

seinem Oberst, dem Vater seines Freundes Lothar von Ribeck, dem Vater von der reizenden siebzehnjährigen Ottilie von Ribeck, seiner Herzens- und Oriflamme, gehörte, denn natürlich muß ein richtiger Kadett erster Klasse auch eine solche haben! Dazu kam, daß Oberst von Ribeck auch seines Papas einstiger Regiments-Kamerad und langjähriger Freund war. Gegen Arthur kehrte er sehr den Liebenswürdigen heraus, d. h. wenn es ihm vergönnt war, bei Urlaubszeit auf Demmhorst zu verkehren; im Dienste war der Oberst ein „verdammt strammer Vorgesetzter", abgesehen von Urlaubsbewilligungen, die Arthur stets prompt bei erster Meldung erhalten. Papa Polkwitz, einstens selbst ein flotter Kadett und Offizier, wußte vernünftigerweise, was not that und versorgte seinen hoffnungsvollen Sprößling stets reichlich mit Taschengeld; so konnte Arthur mit seinem Intimus Lothar ein Leben wie die Götter führen, fleißig Echtes trinken und seine Havannas rauchen. Und was will ein Kadettenherz noch mehr? I nun, des Lebens Rektor, — die Liebe! Doch auch dazu ward Rat. Durch Lothar bei der reizenden Otti sehr gut accreditiert, konnte Arthur mit seiner Flamme anstandslos verkehren. Natürlich liebte ihn nach seiner Meinung die Holde wieder, denn wie hätte sie einem Arthur von Polkwitz widerstehen können? Doch das alles hielt Arthur klüglich selbst vor seines Freundes Lothars Augen und Ohren wohlweislich verborgen, denn in diesem Punkte war der Oberst ein „verdammt strenger" Kerl!

Darüber nahte nun allmählich die Zeit des Abganges vom Institut; bald folgte der Uebergang in die Armee, die Zeit des Examens nahte.

Wie ein Alp legte es sich bisweilen auf Arthurs Brust, wie ein Nebel über seine Augen, wenn er an seine Achillesferse, die Mathematik, dachte. Aber alle Polkwitz waren darin schwach gewesen! Herr Hugo von Polkwitz, Arthurs Vater, pflegte zu sagen: „Ich rechne nur Wichtiges nach, das übrige überlasse ich meinem Inspektor, Zahlen machen mir Kopfschmerzen!"

Ei, nun denn, bei Arthur war es ähnlich, darum sagte er zu Lothar: „Weißt Du, Lothar, das ist Vererbung; schauderhaft!"

Ob sich dieses Prädikat nur auf die Wissenschaft, oder auf die Vererbungstheorie beziehen sollte, blieb unerörtert; Lothar begnügte sich damit, zu echoen: „Schauderhaft!"

Er schien des Glaubens zu sein, daß bei ihm ähnliche Verhältnisse vorlägen.

Darum war der Hauptmann von Ahlborg, Lehrer der Mathematik, für diese Zöglinge der königlichen Kadetten-Anstalt eine wahre Schreckensgestalt; wie Loki in der germanischen Göttersage, aller Listen voll, eine arme Kadettenseele zu martern, die Köpfe — zu verwirren! Was Knecht Ruprecht für die Kleinen in der Weihnachtszeit, das bedeutete Hauptmann von Ahlborg für die Kadetten. Im übrigen fühlte sich Arthur von Polkwitz „ganz fest", nur mit allem, was sich auf „Metrie" endigte, mochte man ihm gern vom Halse bleiben, sei es nun Geometrie, Trigonometrie oder Stereometrie! Er war sonst nicht unbegabt, sogar in der Poetik hatte er sich, wie in der Litteratur, ausgezeichnet und selbst auf einsamen Spaziergängen Verse verbrochen, welche sein Notizbuch zierten. Da war zum Beispiel eins mit flüchtigen Zügen niedergeschrieben: „An Sie.

> Seit ich Dich gesehen,
> Otti, holdes Kind,
> Glaub' ich zu verstehen,
> Wie die Götter sind!
> Selig, hell wie Sonnen,
> Wohlig und voll Lust,
> Stets durchglüht von Wonnen
> Ist der Götterbrust!"

Das heißt, seine Götterbrust fühlte augenblicklich solche Wonnen kaum, denn Loki-Ahlborg hatte es verstanden, mal wieder einen Dämpfer auf die überſiedenden Empfindungen seines Herzens zu legen.

Heute hielt er den zukünftigen Examinanten eine große Standrede: „Die Mathematik, meine jungen Freunde," sagte er wichtig, „ist das für den Geist, was einst die Turniere für den Ritter waren; ein guter Kopf wird durch die Mathesis mehr geschult, als durch jede andere Geistesmaterie! Die Mathematik hat schon größere Reiche erobert, als Degen, Lanze und Gewehr; sie macht stärker als ein Panzer und ziert mehr als ein Orden; der Offizier hat sie so nötig, wie der Akrobat den Trikot, wie der Schwimmer das Wasser, wie der Schuster das Leder! Darum für vorwärts in den mathematischen Fächern!"

„Sehr geistreich!" dachte Lothar und nickte Arthur zu, der gewiß dasselbe gedacht hatte.

Von Ahlborg aber fuhr fort: „Um Ihnen, meine jungen Freunde, nun Gelegenheit zu geben, Ihr Licht gehörig leuchten lassen zu können, habe ich als Prüfungs-Aufsatz in der Mathesis Ihnen das Thema ausgesucht: ‚Wie berechnet man die Zielhöhe für gezogene Schußwaffen bei verschiedener Schußweite?' Sie haben zu der Arbeit einen ganzen Monat Zeit!"

Sprachs und verließ die Klasse. Arthur sah Lothar an, Lothar blickte ihm ins Angesicht. Ixion kann das Rad, an welches er



Bilder aus der Schweiz: Die „Burg" in Thun. (Mit Text.)

geschmiedet wurde, nicht entsetzter angestaunt haben, als unsere Freunde die niedergeschriebene Aufgabe.

„Scheußlich!" murrte Lothar.

„Gräßlich!" stöhnte Arthur.

Wo jetzt Arthur ging und stand, stöhnte er: „Licht, mehr Licht!"

Und siehe, da kam ihm sein Vetter Oskar von Lichtweg, der Sohn von seiner Mama Bruder, ein fescher Premier, der nächstens zum Hauptmann avancieren mußte, entgegen.

„Guten Tag, Junge!" sagte er. „Was hast Du? Wie siehst Du aus? Fast könnte ich mit Hans Bendix sagen: ‚Mein Sixchen, es muß Dir was angethan worden sein!'"

Arthur von Polkwitz lächelte bitter: „Ja, der Gottfried August Bürger hatte es leicht, solche Mätzchen zu erfinden, von denen ein Schäfer die Lösung wußte; gut, daß jener Kaiser in der Ballade nicht — Ahlborg war!"

Oskar von Lichtweg wollte sich vor Lachen ausschütten. „Ha, ha, ich verstehe: der alte Mathematikus hat euch Nüsse auf die Zähne gepackt —!"

„Die wahrlich Beelzebub selbst nicht knackt; ganz recht!"

„Na, und welche?"

Arthur von Polkwitz berichtete Wort für Wort.

Oskar zog ein sehr ernstes Gesicht: „Du, Junge — so nannte er ihn stets, da der Altersunterschied sehr groß, ihn zu dieser Vertraulichkeit berechtigte — Du, Junge, Eselsbrücken sind ein gefährliches Pflaster, aber — —! Sag', steht's schwach mit der Mathematik bei Dir?"

„Sehr übel, Vetter!"

„Teufel!"

„Ja, was kann ich dafür, es ist — Vererbung!"



Allerseelen.

„Höre mal, Junge, damit entschuldige Dich nicht! Aber weißt Du, Vater Blücher hat von Pappus und Pythagoras auch keine Ahnung gehabt, so wenig wie von Euler und Gauß, noch von der Cardanischen Formel und diophantischen Gleichungen und ist doch ein tüchtiger General gewesen! Man könnte also — ! Höre, Junge, ich glaube, ich habe dieselbe Aufgabe vor Jahren bearbeitet! Ich will nachsehen!"

Arthur von Polkwitz fühlte sich wieder — Mensch: „Bitte siehe nach!" flehte er.

„Auf Ehrenwort, Junge — aber schweigen und nochmals schweigen!"

„O, selbstverständlich, Vetter Oskar!“
Jener erhob den Finger: „Bedenke!“
„Ich weiß!“
„Doch nun von Erfreulicherem! Hast Du schon gehört von Oberst Ribecks Gartenfest auf Demmhorst?“
„Nein!“
„Bekommst noch die Einladung! Onkel Hans von Lichtweg sprach ich heut', er hat seine Invitation schon!“
„Wirklich? Freut mich! Natürlich, Lothar ohne mich, das wäre undenklich! Bringe mir den Casus mit!“
„Wenn ich's habe, gern! Na, leb' wohl!“
„Desgleichen!“
Und einen Centimeter in der Haltung gewachsen, schritt er den Penaten der Anstalt zu.
„Als er auf sein Zimmer kam, lag die Einladung nebst Urlaubskarte schon unter Couvert auf dem Tische. Dann stürzte Lothar herein und rief: „Viktoria, Arthur, Gartenfest, großer Klimbim, Feuerwerk mit Gartenpolonaise, Souper, Champagner! Viktoria!“
„O, Du Gourmand, Schlecker und Anakreonist!“
„Was, eine Moralpauke?“
„Omne tempus habet propriam voluptasem!“
Lothar hielt sich die Ohren zu: „Nun gar lingua latina? Ich falle von einem Erstaunen ins andere!“
„Bitte, falle nur nicht auf — die Nase! Natürlich machen wir mit, Lot — so nannte er ihn gern — aber wozu der Lärm? Sachte, sachte, hier haben die Mauern Ohren!“
Demgemäß wisperte Lothar nur noch: „Vivat, Vater Bacchus soll leben!“
Das stimmte den von des Lebens Ernst soeben noch angekränkelten Arthur auch wieder lichter, und er sagte: „Licht, rief ich, da kam Lichtweg und es wurde — Licht!“
Dabei rauchte er sich die hier auf dem Zimmer verbotene Cigarette an.
Lothar sah ihn dumm an: „Weißt Du, wie Du mir vorkommst, Thur?“
„Kann ich doch nicht wissen!“
„Wie Simson, als er den Philistern sein Rätsel aufgab!“
„Dann bist Du ja der Philister!“
„Macht nichts, ich will Dir Deine Simsonsrolle nicht abstreiten, aber sage mir die Lösung!“
„Die Lösung ist Simsons Kalb!“
Und er ließ den Verblüfften stehen und warf den Cigarettenrest in den Ofen, öffnete einen Fensterflügel und sagte: „Komm, es ist gleich Zeit zum Speisen!“
Lothar folgte ihm verwundert.

* * *

Der große Tag war da.
Wer schon früh morgens eintraf auf Demmhorst, das waren Lothar und Arthur. Der Oberst empfing die Zöglinge des Mars kordial: „Heute dürft ihr dreist ein Gläschen mehr schmettern, meine Söhne!“
„Ja wohl, Papa! — Ja wohl, zu Befehl, Herr Oberst!“
„Na, na, treibt's aber nicht zu arg; morgen abend geht's wieder zu Dienst, und dann heißt's: stramm auf den Hosen gesessen und studiert, das Examen naht! Potz Jupiter und Leda, Ihr werdet mir doch nicht — durchrasseln, Lothar?“
„Ach Papa, nun gar!“ wehrte der ab, „Arthur und ich, die Fleißigsten in der Klasse?“
„Na, na,“ lachte Ribeck, „kennst Du nicht das Sprichwort vom Eigenlob?“
Die beiden Zöglinge des Mars erröteten nochmals, der Oberst aber sagte: „Scherz beiseit, Söhne, macht mir keine Geschichten!“
Damit ging er.
Wieder das drohende Gespenst des Examens!
Lothar blickte Arthur an: „Lokis Aufsatz!“
„Pah“, heuchelte Arthur Verachtung, obwohl ihm das Herz bebte, „ich helfe Dir, Lot!“
„Du?“
„Zweifellos!“
Es kam Lot freilich wunderbar vor, aber er packte Arthur und tanzte mit ihm auf dem Gartensteige zwischen Bosketts herum: „Ich sage ja, Thur, Du bist der beste Kerl von der Welt! Hussa, hopsa!“
„Guten Morgen, Herr von Polkwitz, Morgen, Lothar! Hier geht's ja schon lustig her!“ sagte plötzlich Ottiliens Stimme.
Fräulein Ottilie trug den Spargelkorb auf dem Arm, das Spargelmesser in der Hand.
Einen Augenblick ruhte ihre schmale Rechte in der Arthurs und Lothars, dann lächelte sie: „Vorbereitung auf die Quadrille à la cour zu heut abend?“
Arthur errötete leicht und sagte: Pardon, Gnädigste, Lothar ist ausgelassen!“
„'S ist nur, weil Loki bald unter Felsblöcken unschädlich gemacht wird, mit dem Hammer Thurs, dem Mjölnir, niedergestreckt wird!“
Ottilie lachte: „Ich verstehe Deine mythologischen Anspielungen nicht! Herr von Polkwitz, kommen Sie lieber mit, Spargel stechen!“
Arthur fühlte sich geschmeichelt, er gab Lothar einen Wink, sich zu mäßigen, und sagte: „Gehen wir, Herrn Asparagus eine Visite abzustatten!“
„Sie sind Botaniker?“
„Ich schwärme für schöne Blumen!“
„Und Gemüse!“ lachte Lothar.
Man plauderte hievon und davon, plötzlich unterbrach Lothar den Dialog: „Apropos, schöne Blumen, Otti, er meint die Blumen des Weines!“
„Epikureer!“ wies ihn Arthur zurück.
Otti wollte vermitteln. Sie sagte deshalb: „Die Lichtwegs kommen auch!“
„Onkel Hans und Vetter Oskar?“
„Beide!“
„Oskar ist ein fescher Offizier, mein Ideal! Kennen Sie ihn schon lange, Gnädigste?“
„Seit dem Winter! Wir lernten uns auf General von Schwannfelds Ball kennen!“
„Nicht wahr? Ein fescher Junge?“
Sie nickte, dann wies sie auf einige Spargelköpfe: Von Trypeta fulminans, der Spargelfliege, befallen! Jetzt sind wir fertig!“
Die Herren begleiteten sie ins Haus, wo sie mit den Worten Abschied nahm: „Entschuldigen Sie mich bis zum Diner, ich habe in der Küche zu thun; gutes Amusement! Lothar, sorge für unsern Gast!“
„Jawohl, Fräulein Schwester!“
Sie gingen in den Garten zurück, Lothar, um den Erdbeeren einen Besuch abzustatten, Arthur um zu — dichten.
Diesesmal kamen in sein Taschenbuch die Verse:

„Du bist wie eine Blume;
So hold, so schön, so mild;
Im Herzensheiligtume,
Da thront Dein Götterbild!

Ich kniee davor nieder,
Bet zu ihm jeden Tag;
Dir weih' ich meine Lieder,
Dir tönt des Herzens Schlag!“

Mit der Kaffeezeit kam Karosse um Karosse, zuletzt auch Oskar von Lichtweg mit den Kameraden aus der Stadt.
Als Oskar und Arthur allein waren, sagte letzterer hastig: „Hast Du?“
Oskar nickte: „Mußt mir aber einen Gegendienst erweisen!“
„Gern!“
„Verkehrst ja offen mit Fräulein Otti?“
„Allerdings!“
„Hier ist ein Brief von ihrer Freundin, steck ihn ihr zu; er ist von Fräulein von Müchel!“
„Gieb, wird besorgt!“
Die Handschrift war eine Damenhand. Oskar hatte die Vorsicht gebraucht, sich von Fräulein von Müchel ein Dutzend Couverts mit Ottis Adresse schreiben zu lassen, denn Olga von Müchel war mit im Komplott.
Arthur fand auch Gelegenheit, Fräulein Ottilie das Briefchen zuzustecken; sie lächelte ihn dafür dankbar an. Vor allen Dingen mußte Arthur sein kostbares Manuskript durchlesen; wie einfach war die Sache; er mußte doch wohl nicht gut achtgegeben haben; das sah er ein, mit der Vererbungstheorie war es nichts!
Nun erst gab Arthur seinen privaten Gedanken Audienz. Was hatte Oskar mit der kleinen Otti vor? War die von Olga von Müchel geschriebene Adresse eine sogenannte Deckadresse? Donner und Doria, sein Vetter Oskar war ein verdammt fescher Kerl; wenn er ihm den Rang bei Ottilie von Ribeck ablief? Schändlich! — Freilich, freilich; er war neunzehn, konnte mit zwanzig seinen Fähndrich hinter sich haben und Sekonde werden! Aber dann? — Heiraten ging nicht, Consens wurde ja nicht erteilt, und ein langer Brautstand —? Ihm wurde schwül! — Es fing ihm an, eine blasse Ahnung aufzudämmern, daß eine so frühe Verlobung als Militär nichts als ein — dummer Jungenstreich sein dürfte!
Aber fort mit diesen galligen Gedanken. Arthur suchte Ottilie, fand sie aber nicht. Da kam Lothar zu ihm; er befand sich in sehr seliger Stimmung: „Bowle angesetzt, natürlich Erdbeer, famos!“
Er schmatzte mit der Zunge.
„Komm mit, Thur, probieren!“
„Wo?“
„Dort im Gartenhäuschen, Friedrich ist dabei; Firster Riesling, Johannisberger Kabinett! Pyramidal großartig!“
Aber Arthur blickte überall herum: „Was suchst Du eigentlich? Ahlborg ist nicht geladen!“

„Lot, Du bist ein veritabler Esel!“
„Oho, Thur, das lasse ich nicht sitzen!“
„Nein, gleich fällst Du! Leg' Dich auf das alte Kanapée und schlafe den Rausch aus!“
Und in würdiger Erregung ging er und stand — vor Ottilie.
„Ah, endlich! Darf ich mich in Ihre Tanzkarte eintragen?“
„Gern, nur nicht für die Fackelpolonäse!“
„Aeh, ich —!“
Sie zuckte mit den Achseln: „Papa hat mir Herrn Hauptmann von Lichtweg als Tischherrn zugeteilt und angeordnet, daß jeder Tischherr seine Dame zu führen hat! — Machen Sie kein so bitteres Gesicht, von Polkwitz, Ihnen ist ein liebliches Los gefallen!“
„Nun?“
„Sie führen meine Schwester — Natalie!“
Natalie von Ribeck war ein fünfzehnjähriger Backfisch, der noch zur Töchterschule ging.
Arthur war erstaunt. Heute konnte er kein „veni, vidi, vici“ (ich kam, ich sah, ich siegte) in sein Tagebuch eintragen!
Plötzlich fiel es ihm ein: „Sagten Sie nicht, Hauptmann von —“
„Lichtweg, allerdings!“
„Ah, Erich, der Namensvetter, ohne Verwandtschaft mit uns?“
„Erlauben Sie, nein, Oskar von Lichtweg!“
„Der ist doch —!“
„Hauptmann; Papa hat ihm eben die Mitteilung gemacht!“
„Ach!“
Er machte eine steife Verbeugung und ging.
„Hat alles Ahlborg schuld!“ seufzte er. „Ohne Ahlborg keine Angst, keine Gefälligkeit von Oskar, keine Gegengefälligkeit von mir, kein Brief an Ottilie! — Mädchen ihr seid alle falsch wie Schlangen!“
Da trat Oheim Hans vor ihn hin: „Tag, Arthur, Glückjunge!“
„Danke!“ Es klang recht trübselig.
„Ah, Du weißt schon?“
„Was?“
„Unser Viertel Los hat 4000 Mark gewonnen, macht für uns vier Inhaber à 1000 Mark! Ich zahle sie Dir aus, wenn Du zum Fähnrich ernannt wirst!“
„Glück im Spiel, Pech in der Liebe!“
Oheim Hans lachte überlaut: „Kadett und Liebe? Junge, Du bist gut!“ Er klopfte ihm so derbe auf die Schulter, daß Arthur zusammenschoß.
„Flink zu Fräulein Natalie; es sucht Dich bereits und läßt spinöse Bemerkungen über die Unaufmerksamkeit gewisser Leute hören!“
So gingen sie davon, ein Glas Bowle mit zu leeren, wonach Arthur in künstlich heiterer Stimmung Fräulein Natalie aufsuchte.
Der reizende Backfisch schmollte; Arthur hatte alle Not, ihn wieder freundlich zu stimmen.
Zum Glück wurde zum Souper geblasen. Man trat in den Saal, wo für etwa fünfzig Personen gedeckt war.
Den ersten Toast brachte der Hausherr auf den Landesherrn aus.
Die gute Bowle belebte Arthur von Polkwitz mächtig. Er raspelte ganze Wagenladungen von Süßholz zusammen, worauf die kleine Natalie stets nur ein pfiffiges Lächeln zur Antwort hatte.
Plötzlich ein „Ah!“
Herr von Ribeck hatte eine Ueberraschung: er proklamierte die soeben stattgehabte Verlobung seiner Tochter Ottilie mit dem Herrn Hauptmann Oskar von Lichtweg.
Arthur knirschte mit den Zähnen, dann griff er zum Glase und sah so oft und so gründlich hinein, daß ihm die Tafelrunde schwankend vorkam. Als das Brautpaar kam, mit ihm anzustoßen, war sein Standpunkt kaum noch stabil zu nennen.
Und nun that er Fräulein Natalie krampfhaft schön und verstieg sich sogar zu mysteriösen Andeutungen von Bräutchen und Verlobung.
Da sah ihn Fräulein Natalie verachtungsvoll an und sagte: „Herr von Polkwitz, Sie haben einen — Schwips!“
Sprach's, erhob sich und ging davon. Am andern Morgen um zehn Uhr erwachte er in einem Bette, von dem er nicht wußte, wie er hineingekommen. Glücklicherweise steckte sein Manuskript noch im Uniformrock.
„Na, Thur, auch Kater?“ fragte Lothar.
„Ach, geh',“ meinte Thur, „ich bin nur zu Leiden geboren!“
„Da wärst Du ja holländischer Unterthan, Thur?“ kalauerte Lot.
Nachmittags brachte ein Gutswagen die beiden wieder ins Institut.
Uebrigens war Arthur nun sehr fleißig und half Lothar bei seiner Ausarbeitung.
Hauptmann von Ahlborg fand denn auch Veranlassung, beide bei dem acht Tage später folgenden Examen zu beloben; die Ernennung der beiden Freunde stand bevor.
Von der Liebe war Arthur von Polkwitz seitdem geheilt. Er wurde ein fescher Offizier und dachte später nur mit Verachtung an seine — Kadettenleiden.

Buschobst-Pflanzung.

Die Klage, der Obstbau sei nicht rentabel, weil eine zu lange Zeit verstreicht, ehe eine Anpflanzung Ertrag bringt, hat dort ihre Berechtigung, wo es sich um Anpflanzung von Hochstämmen handelt. — Dieser Umstand hat nun dazu geführt, den Obstbau intensiver zu betreiben, das heißt, durch Anwendung von künstlich gezogenen Formen und dichterer Bepflanzung dem Boden einen schnelleren und höheren Ertrag abzugewinnen, als dies durch Hochstammpflanzung möglich ist. Man bepflanzt also ein ringsum eingezäuntes Areal mit allen Zwergobstformen und füllt das Zwischenland mit Beerenobststräuchern aus. Aber auch hierbei ist nicht immer ein befriedigender Ertrag zu verzeichnen gewesen. Der Grund liegt teilweise in der sehr schwierigen Behandlung der Zwergobstbäumchen durch Schnitt und Formierung, teilweise in der mangelhaften Ernte und dem oft erschwerten Absatze der Beerenobstfrüchte. Auch hat sich der Beerenobstwein nicht in dem Maße beim großen Publikum eingeführt, wie man anfangs glaubte.

Um nun einen Ersatz, einesteils für diese nicht ganz sichere Zwischenkultur, anderenteils für die schwierige Behandlung der Zwergobstbäumchen zu finden, hat ein Landwirt in Halle a. S. seit einigen Jahren Versuche mit der Buschobst-Pflanzung angestellt und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß man sie nicht nur als Zwischenpflanzung, sondern auch für sich allein ausgezeichnet verwenden kann. Die Buschobst-Pflanzung besteht in der dichten Anpflanzung von einjährigen Veredlungen, welche auf Unterlagen von Paradiesapfel veredelt sind. Ueber die richtige Entfernung werden in Bezug auf die Verschiedenheit des Bodens wohl noch Erfahrungen gesammelt werden müssen. Bis jetzt hat er drei Reihen, welche je 80 Ctm. voneinander entfernt sind, während in den Reihen die einzelnen Pflanzen je 100 Cm. weit stehen, mit gutem Erfolge angewendet. Jener Landwirt giebt folgende Anweisung für die Buschobst-Pflanzung: Man teilt das dazu bestimmte Areal in vier Schläge und bepflanzt alle drei Jahre einen derselben, so daß der erste nach dem zwölften Jahre wieder abgeholzt und mit anderen Kulturen belegt werden kann.

Die Buschobstbäumchen werden, außer bei der Anpflanzung, niemals geschnitten, weil darin gerade der schnelle und reiche Fruchtansatz liegt, auch niemals pinciert, sondern einfach sich selbst überlassen. Dafür wird aber der Boden immer und immer wieder mit der Hacke durchwühlt, so daß er stets locker und mürbe ist und kein Unkraut aufkommt. Alle drei Jahre muß mit Stalldünger gedüngt werden, während dieser Zeit noch öfter mit Jauche oder künstlichen Düngemitteln. Ueberhängende Zweige werden an Bambusstäbe befestigt, desgleichen der zu reiche Fruchtbehang.

Als Sorten schlägt er früh- und reichtragende vor, wie: Ribston Pepping, Cox's orange Reinette, Lord Suffield, Roter Traubenapfel, Ananas-Reinette, Cludius Herbstapfel, Cellini, Bismarckapfel, Hatwhornden, Neuer Berner Rosenapfel, Astrachan und andere mehr, Williams Christbirn, Clapps Liebling, Gute Louise von Avranches, Clairgeau, Napoleons B. B., Regentin, Esperens Herrenbirne und andere mehr, je nach dem Feuchtigkeitsgehalte und der Zusammensetzung des Bodens.

Vielleicht führt diese interessante Anregung zu weiteren Versuchen. (Mitteldeutsche Obstbau-Ztg.)

In der Fremde.

O Fremde, wie schön auch dein Name,
Wie herrlich dein Wald, deine Flur,
Wie goldig auch strahlt deine Sonne:
Du bleibst stets die Fremde mir nur.

Wie traulich auch deine Bewohner,
So mancher mir aufrichtig Freund,
Wie herzig und schön deine Mädchen:
Die Heimat mir himmlischer scheint.

Ich fühl mich so einsam, verlassen,
Lacht mir auch so manches Gesicht;
Die Heimat, der heimische Zauber
Erblüht in der Fremde mir nicht.

Ich fühl's als ein mächtiges Ahnen,
Das mir meine Seele durchdringt:
O glaub' nicht daran, daß die Fremde
Dir jemals dein Lebensglück bringt!

Karl Landrock.

UNSERE BILDER

Aus dem Trieb heraus. Obgleich während der letzten dreißig Jahre das Schwarzwild sehr vermindert ist, haben sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands doch zur Freude des Jägers noch Schwarzwildbestände erhalten, trotzdem die Ausrottung dieses Wildes in freier Wildbahn Prinzip war und sich dasselbe mindestens keiner Schonzeit zu erfreuen hatte. Daß das Schwarzwild — mit Ausnahme im Tierpark — doch noch in einzelnen Gegenden vorkommt, liegt teilweise in der Aufforstung großer, bislang unbebaut gewesener Oedländereien, zumeist aber in dem Umstande, daß gewissen Jagdeigentümern, die sich aus leicht erklärlichen Gründen dem Vernichtungskriege gegen das Schwarzwild angeschlossen haben, teilweise die Mittel unbekannt sind, oder mindestens fehlen, die Sauen gänzlich auszurotten. Die Jagd auf

Sauen, die öfters mit großer Gefahr verbunden ist, zählt zu den aufregendsten und zugleich interessantesten Vergnügungen dieses Sports. Das Schwarzwild wird entweder auf dem Anstand, in der gewöhnlichen Treibjagd, oder in der sog. Sauhatz, durch ferm eingehetzte „schweißreine“ Saufindermeuten zur Strecke gebracht. Unser heutiges Bild zeigt uns ein Treiben auf Schwarzwild. Dasselbe hat bereis begonnen und die Treiber sind ein gutes Stück lärmend in den Trieb eingedrungen, als einige Stück Sauen, voran ein „Hauptstück“ (starker Keiler), nebst drei Bachen und ebensovielen Frischlingen, die Treiberlinie durchbrechend aus dem Trieb flüchten. Im nächsten oder in einem späteren Treiben hoffen die Jäger aber doch noch auf die durchgebrannten Schwarzkittel zu stoßen, und die grunzenden Ausreißer vor die Büchse zu kriegen. Ist dann der letzte Trieb vorbei und hat man glücklich das Quartier erreicht, so folgt noch ein anregendes Zusammensein im Jägerkreise, wo urwüchsiger Humor und ungetrübte Heiterkeit ihr fröhliches Scepter schwingen. Waidmannsheil!



Freundliches Bedenken.

Wirt: „Sie, lassen Sie sich sagen, Sie werden mir von Tag zu Tag mehr schuldig. Von morgen an schreibe ich Ihnen nichts mehr auf.“

Gast: „Ist mir schon recht; aber werden Sie sich denn das alles merken können?“

Bilder aus der Schweiz. (Schluß.) Unter dem berückenden Zauber der hoheitsvollen Jungfrau und ihrer Vasallen stehend, bringt uns der folgende Tag nach Mürren, von wo aus wir auf mannigfach verschlungenen Wegen, aber immer auf Pfaden, über denen trotz ihrer Rauheit der Genius der Schönheit schwebt, an den stillen Oeschinensee und dann nach dem an der Gemmiroute liegenden Kandersteg gelangen. Das Panorama, das sich hier entfaltet, ist ein großartig schönes. Im Hintergrunde des vor uns liegenden Oeschinenthälchens mit seinen waldgrünen Gehängen thront, eingehüllt in blendendweißen Hermelinmantel, die Firnkönigin Blümlisalp, deren höchster Gipfel, das Blümlisalphorn, 3670 Meter erreicht. Mit magischer Gewalt zieht sie unser Herz hinan zu sich, allein die Wanderpflicht ruft uns aus der Welt der Stille und des Friedens abwärts, dem Norden zu. Bis Fruttigen ist's gerade eine schöne Morgenwanderung. Ein wohlhabender Marktflecken, über sonnigen Wiesengrund gebreitet, tritt uns entgegen. Rührige und aufgeweckte Leute grüßen uns. Touristen wählen sich gern den stillen Ort zum Aufenthalt, denn die Luft ist mild und rein. Das Kirchlein erinnert uns an dasjenige im Schweizerdorf in Paris. Aber welch ein Unterschied in der Umgebung, in den Leuten, in gar allem! Was wollen auch Menschen sich erkühnen, das nachzubilden, was die Natur in Jahrhunderttausenden Hohes und Herrliches gebaut! Wir sind zwar den Bergriesen nicht mehr so nahe wie in Kandersteg, allein dessenungeachtet grüßen aus dem Hintergrunde des Thales in leuchtender Klarheit und Schöne das Balmhorn und der mächtige Altels. Eine lustige, singende, jauchzende Fahrt thalabwärts nach Spiez, dann über die kühlenden blauen Fluten des freundlichen Bergsees — und wir sind in Thun, dem altertümlichen, originellen Städtchen. Lieblich am Ausfluß der Aare aus dem Thunersee gelegen, wird es auf der Ostseite stolz überragt von der 1182 erbauten Burg, welche samt dem neueren Schlosse von einer Ringmauer umschlossen wird und aus einem gewaltigen, viereckigen Turm mit vier Ecktürmchen besteht. Der ehemalige Rittersaal, wo einst Becherklang und Minnegesang ertönten, ist zum ernsten Museum geworden, in welchem allerlei Altertümer und Siegestrophäen aus den Murtnerkriegen aufbewahrt werden.



Der galante Schaffner. Dame: „Kommt denn der andere Zug noch nicht bald, damit ich weiter fahren kann?“ — Schaffner (der Sekundärbahn): „Das ist sehr unbestimmt, verehrtes Fräulein. So nette, regelmäßige Züge, wie Sie sie besitzen, haben wir bei unserer Sekundärbahn natürlich nicht!“

Das Kind als Kritiker. Herr: „Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als ich gestern meinen dreijährigen Otto dabei erwische, wie er meine soeben niedergeschriebenen Gedichte in Stücke zerreißt!“ — Dame: „Was — kann denn der Kleine schon lesen?“

Gute Antwort. König Heinrich II. von Frankreich (1547—1559) geriet einst durch Zufall in die Küche seines Schlosses. Dort fand er nur einen Küchenjungen am Bratspieße beschäftigt, dessen munteres Wesen ihm gefiel. Er fragte den Knaben, wie er heiße und woher er sei. Rasch entgegnete der Küchenjunge, welcher den König nicht kannte: „Ich heiße Stephan, komme aus Berrey und verdiene mir soviel als der König.“ Erstaunt über diese Antwort, fragte der König weiter, ob er dann wohl wisse, wie viel der König verdiene. — „Nun, entgegnete der Knabe, doch nicht mehr, als daß er leben kann, und soviel verdiene ich auch.“ Diese Antwort gefiel dem Könige so sehr, daß er den Küchenjungen zu seinem Kammerdiener machte. W.

Die List eines Künstlers. Der niederländische Maler Paul Rembrandt konnte seines unersättlichen Gelddurstes nicht Herr werden, trotz aller Ermahnungen seiner Freunde, trotz aller Streiche, die ihm seine Schüler spielten. Eines Tages beklagte sich Rembrandt gegen seinen Gönner, den Bürgermeister Six von Amsterdam, daß die Gemälde immer mehr im Preise fielen. — „Ihr seid unersättlich!“ antwortete dieser. — „Vielleicht. Aber ich kann nicht dafür.“ — „Es ist erbärmlich!“ — „Es ist wahr, aber was hilft's?“ — „Es thut mir leid,“ bemerkte Six ironisch, „daß Ihr nach Eurem Tode nicht noch Euer Schatzmeister sein könnt. Eure Werke stiegen dann gewiß um das dreifache ihres heutigen Werts!“ — Da stieg eine glänzende Idee in dem geizigen Maler auf; er kehrte schleunigst heim, legte sich zu Bett, hieß seine Frau und seinen Titus Stroh vor das Haus streuen und aussprengen, er sei gefährlich erkrankt. Um aber jeden Besuch abzuhalten, mußten seine Angehörigen die Krankheit als schrecklich ansteckend schildern und ihn schließlich als gestorben beweinen. Dann trug er seiner Witwe, die übrigens noch schmutziger geizig war als er, auf, anzuzeigen: sie müsse, um ihren Mann geziemend beerdigen zu können, sämtliche nachgelassene Werke verkaufen. Der unwürdige Betrug gelang vollständig. Selbst die unbedeutendsten Gemälde und Radierungen brachten große Summen, und Rembrandt war außer sich vor Freude. Man denke sich aber die Empörung des ehrlichen Bürgermeisters Six, als er wenige Tage darauf den Maler frisch und gesund in der Thür stehen sah. R.



Daß die Haare bei den Pferden gut wachsen. 1) Nußblätter in Wasser geweicht und damit von Grund aus gewaschen. 2) Mit Wasser waschen, worin rohes Fleisch abgewaschen worden ist.

Das Schuhwerk des Kindes. Dem Schuhwerke des Kindes ist die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil bei diesem der Fuß in fortwährender, durch das Wachstum bedingter Veränderung sich befindet, und weil die Mißgestaltung der Füße, die in der Kindheit durch schlechtes Schuhwerk hervorgerufen wird, in der Regel unabänderlich ist. Das Schuhwerk kann zu weit sein und dadurch zum Scheuern der Haut Anlaß geben, es kann aber auch zu eng sein, und dadurch schmerzhaft drücken und das Wachsum stören, es kann zu kurz sein und dadurch die Zehen in eine unnatürliche Haltung bringen, die Schuhe sind nur dann gesundheitlich richtig angefertigt, wenn sie die nämliche Gestalt wie die Füße haben, das heißt, an den Zehen breit und schräg, an der Ferse schmal sind, sowie die innere Seite länger ist als die äußere.

Kartoffelküchlein. Man schält sauber gewaschene, mittelgroße, rohe Kartoffeln, schneidet sie in einige Teile und siedet sie in Milch, bis sie weich sind. Sie werden dann auf ein Nudelbrett gebracht, nachdem vorher die etwa noch anhaftende Milch abgegossen, mit dem Wellholze ganz fein zerdrückt und etwas gesalzen. Unterdessen rührt man 50 Gramm Butter mit 2 ganzen Eiern zu Schaum, giebt die zerdrückten Kartoffeln darunter, bestreicht eine flache Bratenpfanne gut mit Butter, setzt mit dem Löffel kleine Küchlein in zwei Finger breiten Zwischenräumen hinein und bäckt sie in der Röhre bei guter Hitze zu schöner Farbe, nimmt sie dann mit dem Backschäufelchen heraus und legt sie auf die erwärmte Platte. Mehl wird nicht dazu genommen.

Entfernung der Ausläufer von Hochstammrosen. Wenn Hochstammrosen viel Ausläufer machen, so beweist dies, daß die Pflanze zu hoch gesetzt wurde, man entferne die Ausläufer sowie Seitentriebe und setze eine solche Pflanze im Spätjahr tiefer. — Wenn die Blütenknospen an Oleander sich auch nicht entwickeln, so schneide man sie doch nicht weg, sie kommen dann sicher im nächsten Jahre. Doch brauchen Oleander und Granat viel Sonne, viel Wasser und viel Nahrung. Mangel hieran ist meist die Ursache des Nichtblühens. Rosen, welche zum Treiben im Winter bestimmt sind, und schon in Töpfen sitzen müssen, werden jetzt weniger mehr begossen, bei Regenwetter umgelegt, damit sie ihren Trieb beenden, doch bleiben sie vorerst noch im Freien stehen.

Vexierbild.



Wo ist Aschenbrödel?

Anagramm.

Du hörst mich gern
Im Haus des Herrn,
Beim frohen Fest
Im Waldgeäst.
Nimm aus dem Wort
Zwei Zeichen fort,
Setz' sie zum Schluß
Dann ist's ein Fluß.

Julius Falck.

Zweisilbige Charade.

Wenn der Himmel trüb und dunkel,
Wenn das Herz vor Kummer schwer,
Leuchtet plötzlich meine Erste
Durch die finst're Nacht daher.

Willst du meine Zweite suchen,
Steig' an Schwedens Strand in's Schiff,
Und durchsegle meine Fluten,
Scheue nicht den Felsenriff.

Fährst du durch die Wogen weiter
Bis zu einem Eiland fort,
Findest du im nahen Ganzen
Einen festen, sichern Port.

St.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Ehemaliges Herzogtum in Norddeutschland.
2 3 5 6 8. Stadt in der Schweiz.
3 7 3 7 6. Eine Blume.
4 2 3 2 8. Einer der sieben Weisen Griechenlands.
5 7 3 4 7 5. Stadt in Ostpreußen.
6 7 4 6 8. Ein Metall.
7 3 5 7 4. Ein Raubtier.
8 6 7 4 4 6. Stadt in Schlesien.

Paul Klein.

Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—8.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Sieger, Siegen, Sigel. — Des Homonyms: Scholle.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.